

Nr. 124. Bromberg, den 5. August 1925

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(15. Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nahezu zwei Monate hatte Diethelm im Gefängnisse gesessen, es hatte mehrmals getaut, aber auch immer wieder frischen Schnee gelegt, und heute war ein heller, mäßig kalter, echter Schlittentag. Diethelm hatte sich gewundert, daß nicht der Vetter selber das Fuhrwerk gebracht, sondern einen Knecht mit demselben geschickt hatte. Die Rappen schienen ihren Herrn nicht mehr zu kennen, sie senkten die Köpfe, so sehr auch Diethelm sie klatschte, mit ihnen sprach und ihnen salzbestreutes Brot vorhielt, sie hatten eben jenen gejagten Brandabend noch nicht vergessen und spürten ihn noch immer. Diethelm dachte, daß alle Welt verändert sei, und gewiß waren alle Häuser verschlossen, und niemand drängte sich zu ihm und reichte ihm die Hand, nicht einmal der Vetter war gekommen, ihn abzuholen. Die Menschen sind alle falsch wie Galgenholz, sie klagen und krächzen um einen Toten, und wenn er plötzlich wiederkäme, sie wären voll Zorn auf ihn, weil er sie um ihr Mitleid betrogen. So dachte Diethelm, als er mit der Wolfsschur angetan auf dem Vordersitze saß und die Pferde lenkte, hinter ihm saßen die Mutter und Fränz. Diethelm nahm sich vor, nur noch einmal nach Buchenberg zurückzukehren, allen seine Verachtung zu zeigen und sie dadurch zu züchtigen, daß er den Ort auf ewig verließ, sie waren es nicht wert, einen Mitbürger zu haben wir er. Er überlegte plötzlich, daß eigentlich niemand in Buchenberg sei, bei dem es ihm der Mühe wert war, was er von ihm denke: sie sollten aber einsehen, wer er war, wenn er nicht mehr in ihrer Mitte sei. Es tat ihm nur leid, daß er nicht eine wirkliche Rache an ihnen nehmen könne, der Vetter vor allem aber sollte es büßen, seine Hypothek war gekündigt.

Während er aber noch den Rachegedanken nachhing, erhob sich in ihm plötzlich der Zweifel, ob er ihnen Folge leisten dürfe. Wohl war die ganze Welt sein Feind, aber er durfte ihr nicht zeigen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen sei, und wenn alles stechende Blicke auf ihn richtete, so war es doch klüger, zu tun, als ob man das nicht bemerke — falsch sein gegen die falschen Menschen, das ist das Beste, um unversehens ihnen die Gurgel zuzudrücken; aber auch das muß vorsichtig und schlau geschehen.

Hin und her warf es Diethelm in Gedanken, denn so argwöhnisch gegen sich und gegen die Welt ist ein Herz, das Arges in sich verborgen hegt.

Eine Strecke ab von der kalten Herberge, Unterthailfingen zu, sagte Fränz:

„Vater, ich hör' Musik den Berg herauf, horchet, sie kommt näher. Was ist das?“

Auch Diethelm hörte es, das Leitseil schwankte hin und her, so zitterten seine Hände, er faßte es straff.

„Ich mein' immer“, sagte die Mutter mit verklärtem Antlitz, „es sei alles nur ein Traum gewesen. O, das wär' doch prächtig, wenn unser Haus noch stünde und alles wär' nicht wahr.“

„Weibergeschwätz, es ist alles wahr, still!“ sagte Diethelm zornig; die Kälte, die er immer innerlich spürte, fast wie einen gefrornen Punkt, so sehr er sich äußerlich erwärmte, rann ihm jetzt wieder durch Mark und Bein. Er hielt an und trank einen mächtigen Zug Heidelbeergeist. Die Musik kam immer näher. Man sah jetzt einen großen Trupp Reiter und einer ritt im Galopp vorauf nach Diethelm zu, kehrte aber bald wieder um und ordnete die Zurückgebliebenen hüben und drüben an der Straße zu Spalier.

Was sollte das sein? Sollte Diethelm wieder gefangen genommen werden? Aber wozu war dann die Musik? Die Rappen, von den Klängen erweckt, hoben die Köpfe und rannten wiehernd davon.

Fränz hatte das beste weitsichtige Auge, sie erkannte bald den Vetter Waldhornwirt, der nun ein wirklicher Trompeter war; auch andere Buchenberger erkannte sie und Diethelm übergoß es wieder abwechselnd flammend heiß und schauerlich kalt.

Dort, genau an der Stelle, wo im Sommer die Deichsel gebrochen war, dort scholl Diethelm ein Trompetentusch und hundertstimmiges Hoch entgegen. Alles, was in Buchenberg beritten war, und eine große Anzahl von Unterthailfingen, die sich dazu gesellt hatten, hielt Diethelm einen feierlichen sogenannten Gegenritt und holte ihn im Triumphe ein. Diethelm fand nicht Worte, seiner Empfindung Luft zu machen; er bedurfte dessen aber auch nicht, denn unter beständigem Hochrufen und Trompetenblasen und Peitschenknallen setzte sich der Zug alsbald in Bewegung. Die Mutter weinte und Fränz sah mit frohlockenden Augen drein, während Diethelm mit besonderer Sorgfalt die Rappen lenkte; es war sein einziges Denken, daß in dem Wirrwarr kein Unglück geschehe, das alle Freude in Leid verkehre.

Wie war Diethelm so plötzlich verändert; er, der noch vor wenigen Stunden bitteren Groll und Haß gegen seine Mitbürger in sich erweckt hatte.

In Unterthailfingen standen alle Leute am Fenster und auf den Straßen und grüßten. An der Gemarkung von Buchenberg hielt neben einem Schlitten der Gemeinderat und Bürgerausschuß und begrüßte Diethelm.

„Wo ist der Schultheiß?“ fragte Diethelm. Der Obmann des Bürgerausschusses erwiderte, daß der Schultheiß schon vor vier Wochen gestorben sei.

Der Gemeinderatsschlitten fuhr hinter dem Diethelms drein. An der Anhöhe, wo einst Diethelms Haus gestanden und jetzt nur noch verschneite Trümmer sich zeigten, bogen die Rappen plötzlich um und Diethelm wurde an den straffen Zügeln fast vom Schlitten gerissen, aber der Vetter hatte dies wohl vorausgesehen; er war zur Seite der Rappen geritten und drängte sie auf den Dorfweg.

Nun erst im Dorfe ging das Hochrufen von neuem an, die Kinder schrien mit und die Weiber schlugen vor Freude weinend die Hände zusammen. Am Hause des alten Schäferle wurde plötzlich der Schlitten Diethelms gestellt, der Paßauf war wie wütend an die Köpfe der Pferde hinaufgesprungen und ließ sie nicht vom Platze, bis ihm ein Reiter mit der Peitsche eines überhieb, daß er winselnd davonjagte. Drinnen in der niederen Stube, die Stirne an die Fensterscheiben gedrückt, stand der alte Schäferle und aus seinem zerfallenen Antlitze sprach Kummer und Klage, daß man einen Mann wie Diethelm wie einen alles beglückenden Helden einholte. Diethelm sah nur einen Augenblick unwillkürlich hinüber und Martha grüßte den so schwer betroffenen Trauernden, dieser aber blieb starr und bewegungslos. Weiter ging der Zug und ordnete sich noch einmal unter Tromreten- und Jubelschall.

Als Diethelm am Waldhorn absteigen wollte, stellte sich der Wirt neben ihn und hielt ihn auf dem Schlitten. Er hatte als diensteifriger Marschall diese Huldigungen angeordnet und verlangte nun auch deren richtigen Verlauf.

„Ihr müsset ein paar Worte reden,“ lispelte er Diethelm zu und rief dann laut: „Ruhe! Ruhe! Der Herr Diethelm will reden.“

„Liebe Freunde und Mitbürger!" begann Diethelm und nochmals wurde Ruhe geboten, worauf er wiederholte: „Liebe Freunde und Mitbürger! Ich danke euch von ganzem Herzen für die Ehre und Liebe, die ihr mir erweist, ich werde sie euch nie vergessen, obzwar ich sie nicht verdiene. Was hab' ich denn Großes getan? Ich bin kein Brandstifter, kein Mordbrenner, das ist alles. Mein Ehrenname steht wieder rein da. Ich will hoffen, daß ihr mich einstmals ebenso mit Ehren hinaustraget, wenn man mir ein eigen Haus anmißt. Haltet fest."

Dieser Gedanke schien Diethelm so zu übermannen, daß seine Stimme zitterte, der Vetter aber neben ihm brummte: „Wie kommen die Rüben in den Sack?" und Diethelm setzte noch hinzu:

„Ich dank' euch, ich dank' euch viel tausendmal."

Diethelm hielt inne, aber der Vetter drängte wieder:

„Noch was, so kann's nicht aus sein, saget noch was", und Diethelm fuhr fort:

„Viele von euch haben gehört, was man mich angeklagt hat, aber meine Freisprechung ist hinter verschlossenen Türen vor sich gegangen. Freut euch, daß das bald ein Ende hat, wir bekommen das Schwurgericht, wo wir selber richten und alles öffentlich."

Diethelm hielt wieder inne und wollte absteigen, aber der Vetter ließ ihn nicht vom Platze und drängte: „Das ist nicht genug, ladet sie wenigstens zu einem Trunk ein." Diethelm fühlte, daß er jetzt keine Schmauserei halten konnte, es war schon zu erdrückend viel an dem Geschehen, er schloß daher: „In vier Wochen halt' ich meiner Bruderstochter hier Hochzeit, ich lad' euch heute alle dazu ein auf meine Kosten. Nochmals sage ich euch meinen herzlichen Dank."

Diethelm drängte den Vetter fast zu Boden, als er abstieg.

Unter den Reitern zeigte sich aber eine offenbare Mißstimmung. Es geht im großen wie im kleinen so, ein versprochener Zukunftstrunk macht eher verdrossen als lustig, wer weiß, was dann ist, wenn die versprochene Zeit kommt; man will eben trinken, wenn Gemüt und Zunge einmal dazu vorbereitet sind, heute, eben jetzt, und da hilft eine noch so sichere Vertröstung auf kommende Tage nichts.

Der Vetter sah schon, daß er etwas auf seine Kappe nehmen mußte, er war der nachträglichen Bestätigung sicher; er sagte daher jedem einzelnen, daß es bei der Hochzeitseinladung verbleibe, daß aber heute jeder ein Halbmaß Wein auf Diethelms Kosten trinken könne, er habe das nur nicht laut sagen wollen, weil er glaube, es schickt sich nicht.

Nun war doch eine mäßige Beruhigung hergestellt und im Waldhorn ging's hoch her in Schmausen und Unterredungen. Die eine Halbmaß zog Kameraden nach und der Vetter hätte nichts dabei verloren, wenn er die Schenkung wirklich auf seine Kappe genommen hätte. Diethelm saß indessen in der obern Stube und hielt beide Hände vors Gesicht, die Augen brannten ihm, aber weinen konnte er nicht. Mitten unter dem Ehrenjubel, der ihn neu ins Leben zurückführte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß das ein Leichenbegängnis wäre, sein eigenes, er war scheintot und er konnte nicht aufschreien: Ihr begrabt einen Mann, der lebt, nein, ihr begrüßt unter den Lebenden einen Toten. Hirnverwirrend drang es auf ihn ein und er meinte, er sei wahnsinnig, er hätte gerne gesprochen, um vor sich selber sicher zu werden, wie er sei, aber der Lärm war so groß und Fahren und Reiten so wild. Darum freute er sich anfangs, als er seine eigene Rede vernahm, die so klug war, aber mitten in dieselbe sprang ihm unversehens der Todesgedanke und wie ein fester Stern, der aus der Irre führt, erschien plötzlich die Anrufung des Schwurgerichtes. Und doch war Diethelm eigentlich froh, daß dies noch nicht eingerichtet war.

Jetzt zum erstenmal fühlte Diethelm ganz deutlich, wie ein Scheinleben gewiß nicht minder gräßlich ist als ein Scheintod, aber er war entschlossen, ihm mit starkem Willensmut zu trotzen.

Die ganze Gemeindevertretung trat bald bei ihm ein und der Obmann frug Diethelm geradezu, ob es wahr sei, daß er, wie der Waldhornwirt gesagt, vom Dorfe wegziehen wolle.

Diethelm gab ausweichenden Bescheid, denn er erkannte plötzlich, daß die Ehrenbezeigung nicht pure Huldigung war; man wollte ihn mit seinem Vermögen im Dorfe fesseln. Der Obmann erklärte, daß man mit der Schultheißenwahl auf ihn gewartet habe, er werde einstimmig gewählt, wenn er willfahre. Diethelm machte noch einige scheinbare Widersprüche, daß er jetzt zu viel mit Ordnung seiner Angelegenheiten zu tun habe und dergleichen; auf vieles Zureden gab er indes nach, er fühlte doch erst im Dorfe und sozusagen in den niederen Stuben recht deutlich das Maß seiner Größe und ihn erquickte der Gedanke, nun ein festes Ehrenamt zu bekleiden, bei dessen jedesmaliger Benennung ihm stets klar vor Augen liegen mußte, in welchem Ansehen er stand und wie kein Makel an ihm haftete. Er bedurfte dessen jetzt doppelt, denn seitdem er wieder ins Dorf zurückgekehrt war, fühlte er sich so bang, als ob ein Gespenst ihm auf dem Nacken sitze und ihn bei allen Ehrenbezeigungen auslache und heimlich zwicke und quäle. Und doch wollte er erst, wenn alles vergessen war und seine Fränz sich verheiratet hatte, das Dorf verlassen; vorher erschien es ihm verdächtig.

Ein großer Haufe Geld, wie ihn bar das Dorf noch nie gesehen hatte, kam anderen Tages an, es war die volle Versicherungssumme für die Fahrnis. Der überbringende Kaufmann Gäbler war voll Unterwürfigkeit gegen Diethelm und empfahl sich ihm zu jeglicher Vermittelung. Nun ging es an ein Abwickeln der Schulden und zwischenhinein an Übernahme der Erbschaft vom Kohlenhof und im Waldhorn war allzeit ein reges Leben. Das Haus selbst, das in der Staatsbrandkasse versichert war, wurde erst zur Hälfte bei Beginn und zur anderen Hälfte bei Vollendung des Wiederaufbaues bezahlt. Diethelm ließ schon im Winter Steine brechen und fahren und verschaffte dem Dorf und der ganzen Umgegend gesegneten Verdienst in einer sonst kahlen Zeit; aber weder er selbst noch Martha besuchten je die Brandstätte, nur Fränz war mehrmals dort gewesen. Es schien alles wohl zu gehen, nur Martha klagte viel über das Leiden in ihrer rechten Hand; die Mittel des oft herbeigerufenen Arztes verschlugen nicht, der Daumen, Zeige- und Mittelfinger waren wie abgestorben, leichenhaften Ansehens. Der Arzt behauptete, diese Finger seien durch zu eifriges Spinnen mit der Spindel abgetötet, und Diethelm bestätigte, daß ihm seine Mutter oft erzählt habe, Spindeln seien giftig; aber seine Frau habe nie nachgegeben und am Rädchen spinnen lernen wollen. Er klagte nun auch, nachdem er Frau und Tochter fortgeschickt, sein eigen Leid, wie es ihm stets mitten im Körper so kalt sei und es ihn innerlich stets friere, wenn er am Ofen sitze und fast verbrate. Der Arzt bedeutete, daß das vielleicht ein innerlicher Rheumatismus sei und daß es sich gerade schicke, Frau Martha müsse im nächsten Sommer nach einem warmen Bade und der Herr Diethelm auch.

Als Diethelm diese Botschaft seiner Frau verkündete, sagte sie:

„Der Doktor versteht mein Übel nicht, aber ich versteh's. Sei nur nicht bös, ich muß es aber doch zu einem Menschen sagen; guck, mir sind just die drei Finger abgestorben, mit denen ich einen falschen Eid geschworen hätt', wenn ich hätt' schwören müssen."

„Du? Wo denn?"

„Ich hätt' vor Gericht geschworen, daß nie vom Anzünden zwischen uns die Rede gewesen ist, ich hab' gemeint, ich bring' ich damit in Ungelegenheiten, wenn ich's sag'."

„Dummes Zeug, das hätt'st du wohl auch mit einem Eid sagen können, ich hab' noch ganz andere Sachen zu Boden geschlagen," polterte Diethelm; als er aber das schmerzzuckende Antlitz seiner Frau sah, setzte er begütigend hinzu: „Red dir nur nichts ein von einem falschen Eid, du hast ja gar nicht geschworen, und hättest du auch, wär's auch nicht falsch gewesen, du hast ja bloß etwas verschwiegen, und wenn alle Menschen, die falsche Eide geschworen haben, tote Finger bekämen, es gäb' wenige, die eine Prise nehmen könnten."

Martha schwieg, ein schwerer Gedanke stieg in ihr auf, den sie aber mit aller Macht bannte. Wie verwildert, wie jähzornig und bald wieder so viel allein redend war ihr Mann!

Mehr als je standen diese Menschen in Reichtum und Überfluß, aber Kummer und Schmerz verließ sie nie — Martha konnte nichts mehr arbeiten und wurde immer trübsinniger, tagelang saß sie in sich zusammengekauert und betrachtete stieren Blickes die toten Finger an ihrer rechten Hand; nur Fränz war glücklich, zumal sie hörte, daß man im Sommer nach dem Bade reiste, und zwar gerade nach dem Orte, wohin der Amtsverweser versetzt war.

Martha hatte insgeheim und durch dritte Hand dem alten Schäferle manche Gabe zukommen lassen, aber er wies alles zurück; er war den ganzen Tag beim Abräumen des Schuttes und suchte nach den Gebeinen seines Sohnes, von denen er nichts fand als den halb verbrannten Schädel und ein Stück des Oberarmes.

Martha wagte es eines Abends, den verlassenen Mann aufzusuchen.

„Ich will nichts von Euch", rief der alte Schäferle der Eintretenden entgegen.

„Aber ich will was von dir", entgegnete Martha, „da sieh, was ich für tote Finger hab'. Du mußt mir helfen."

Der alte Schäferle, dessen geheime Kunst aufgefordert war, die er seinem Vater an Freund und Feind zu üben versprochen hatte, näherte sich, wenn auch langsam, betrachtete die Hand lange, hauchte dreimal darauf und murmelte dabei unverständliche Worte. Martha bewegte schon die Finger besser auf und zu und der Schäferle sagte:

„Der Hund da, der Paßauf, kann Euch helfen. Lasset ihn nur bei Euch im Bett schlafen."

Martha wehrte sich gegen dieses Mittel, gerade der Hund des verbrannten Medard war ihr ein Schrecken und sie dachte nicht, daß ein anderer kurzhaariger ebenso dienlich gewesen wäre; sie verstand sich eher zu den andern Mitteln, die darin bestanden, Turteltauben im Zimmer zu halten und im Neumond drei Blutstropfen aus den drei Fingern auf Baumwolle aufzufangen und solche in eine junge, ab dem Wege stehende Weide einzuspunden.

In der Tat wurde Martha von nun an viel belebter und heiterer und sie riet oft ihrem Manne, wegen seines Fröstelns den alten Schäferle zu befragen, ja, sie befragte diesen von selbst über den Fall; aber der alte Schäferle, der wußte, wem es galt, behauptete, nicht helfen zu können, bevor der Mann selber zu ihm käme. Diethelm aber wollte sich nicht dazu verstehen, und wenn ihn seine Frau über seine unruhigen Nächte ausfragte, redete er ihr ein, das viele Geld im Hause mache ihm bange; er durfte ihr ja nicht sagen, wie nicht die Sicherung seines Geldes, sondern die Wahrung seines Geheimnisses ihn oft in der Nacht aufschreckte und wie es ihm oft war, als hörte er Peitschenknallen, Wagenrasseln und als kämen plötzlich die Häscher, um ihn aufs neue einzufangen. Jedesmal in der Nacht, wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr, erwachte er; er hoffte, wieder Ruhe zu finden, wenn er aus dem lärmenden Dorfe weg sei und wieder auf seinem stillen Berge wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Pforte des Paradieses.

Von Henryk Sienkiewicz.

— Tik-tik, öffne nur, heiliger Petrus.
— Wer ist dort?
— Ich, die Liebe.
— Was für eine?
— Die christliche Liebe.

Der heilige Petrus öffnete ein klein wenig die Türe, machte sie aber nicht ganz auf, denn er hatte aus Erfahrung gelernt, vorsichtig damit umzugehen. Durch die Türspalte fragte er nun:

— Was willst du hier?
— Ich suche Zuflucht.
— Wieso, Zuflucht?
— Ich finde nirgends Unterkunft.
— Man hat dich doch auf Erden wohnen lassen.
— Aber die Menschen haben mich von dort vertrieben.
— Gott mit dir! Also den paar Bösewichten zulieb hast du den heiligen Dienst stehen lassen, hast deine Sendung verleugnet?

— Nicht einzelne Menschen haben mich vertrieben, die Völker waren es, alle, die dort, auf Erden, wohnen.

Der heilige Petrus öffnete die beiden Türflügel: er trat aus dem Innern des Paradieses heraus und ließ sich auf einen Stein vor dem Eingang nieder.

— Was ist denn geschehen? — voll Unruhe fragte er. — Ach, da seh ich aber, du kommst nicht allein. Wer sind, die du hierher zu führen bringst?

— Die hier sind meine Kinder: die Gerechtigkeit, das Mitleid und die Wahrheit.

— Auch diese wurden vertrieben?

— Ja, es gibt für uns keinen Platz mehr unter den Völkern der Erde.

— Du sprichst in einem fort von den Völkern der Erde. Und doch solltest du es dir genau überlegen. Denn seit undenklichen Zeiten war es so gewesen, daß die Menschen stets gegen dich sündigten und die Völker sich gegenseitig aufs grausamste bekriegten. Und trotzdem war es dir nie in den Sinn gekommen, sie deshalb zu verlassen.

— Es ist wahr, die Menschen ließen sich stets schwere Sünden zuschulden kommen und die Völker hörten nicht auf, sich gegenseitig in grausamen Kriegen auszurotten, aber auf ihrer Herzen Grund blieb trotzdem der feste Glaube und die unverrückbare Überzeugung wach, daß ich, die Liebe, des Lebens Born und Hefe bleiben müßte. Und dieser Glaube ist jetzt ganz erloschen. Keine Spur ist von ihm zurückgeblieben und, heiliger Petrus, es gibt, fürwahr, nichts mehr zu suchen für mich auf Erden.

— Wieso ist es gekommen? — fragte der heilige Petrus.

Da streckte die christliche Liebe ihren Arm nach dem Abgrund aus, dort, wo man, im unendlichen Raum, den Erdenball um seine eigene Achse kreisen sah, und, mit dem Finger auf einen schwarzen Punkt deutend, sprach sie:

— Von dort aus ist es gekommen.

Der heilige Petrus ließ seinen Blick auf jenem schwarzen Punkt ruhen, sah lange hin und sagte dann:

— Ich sehe . . . Es ist die Stadt! . . . In ihrer Mitte und rings um sie herum die vielen Denkmäler . . .

— Ja, Denkmäler von ihm, der einst den Namen: Haß führte.

— Jetzt erkenn' ich sie wieder, die Stadt . . . Er ist es . . . ja, ich verstehe es.

— Und nun, heiliger Pförtner, laß mich durch dieses Tor eintreten.

— Gleich, sag mir nur noch, ob du versucht hast, anderswo auszuwandern und dort Fuß zu fassen?

— Ich ging zunächst nach dem Westen, da fand ich das ganze Land in feindliche Parteien zerschlagen, die eigenen Brüder haßten einander und es gab für mich da überhaupt keinen Platz mehr.

— Du konntest ja weiter wandern — übers Meer hinaus.

— Es fehlte mir das nötige Reisegeld dazu.

— Nun, und in die entgegengesetzte Richtung von der Stadt des Hasses?

— Ich hatte ja keinen Paß.

— Also nirgends konntest du hin?

— Nirgends.

— Das heißt, wenn unser Heiland, der gekreuzigt ward, noch einmal zur Erde herabsteigen wollte . . .?

— Ach, heiliger Petrus, man würde ihn nicht hereinlassen, oder auch verhöhnen. Einen Augenblick lang war es still, dann richtete der Apostel seinen traurigen, fragenden Blick auf die christliche Liebe und sprach:

— Aber sag' mir, was soll dann denen dort die Lehre Christi und dich selbst ersetzen?

Und sie antwortete:

— Sie lassen es bereits allerorts verkünden, daß es die Absatzmärkte sein sollen.

(Für die „Prager Presse" aus dem Polnischen übertragen von Arnold Gahlberg.)

Das Rätsel des Schlafes.

Zu den jahrtausendealten Rätselfragen, die die Menschheit beschäftigen, gehört auch der Schlaf, dessen Bedeutung und Funktion im Haushalt unseres Körpers noch immer nicht einwandfrei erkannt ist. Eine neue Lösung dieses alten Problems unternimmt der bekannte Tierbeobachter Dr. Th. Zell in einem soeben bei Hoffmann u. Campe in Hamburg-Berlin erschienenen Werke „Der Schlaf des Menschen". Er betont ausdrücklich, daß in seiner Arbeit der Schlaf nur vom Gesichtspunkte der Biologie, nicht von dem der Medizin aus erörtert wird, und sucht wie in seinen anderen Werken die Dunkelheit der menschlichen Vorgänge durch die Verhältnisse in der Tierwelt aufzuhellen. Zell geht davon aus, daß die Mehrzahl aller Geschöpfe nächtlich lebt und daß die Säugetiere fast ausnahmslos Nachttiere sind. Beim Winterschlaf zweifelt kein Mensch daran, daß dieser totenähnliche Zustand dem davon befallenen Geschöpf über den Nahrungsmangel hinweghelfen soll und ihm zugleich Schutz gegen die Nachstellungen seiner Feinde gewährt. Es spricht also die Vermutung dafür, daß auch unser Schlaf einem ähnlichen Zweck dient oder wenigstens früher gedient hat. Der Schlaf wäre danach ein „Kunstgriff der Natur", um einzelnen Arten von Tieren, ebenso wie für den Menschen, vor der Vernichtung durch ihre Feinde zu schützen. In dem Stolz auf die Kulturhöhe, die wir erreicht haben, sind wir leicht geneigt, die ungeheuren Gefahren zu unterschätzen, die dem Urmenschen von den Raubtieren drohten. Aber der primitive Mensch mußte, wenn er überhaupt den ihm überlegenen Bestien entgehen wollte, sich auf irgend eine Weise ihren Raubinstinkten entziehen. „Der Urmensch hat nur durch den Schlaf überhaupt die Möglichkeit erlangt, neben den Bestien seiner Umgebung zu bestehen," sagt Zell. „Genötigt, seiner Nahrung nachzugehen, konnte dafür nur der Tag in Betracht kommen, zu welcher Zeit seine vierfüßigen Gegner, als Nachtgeschöpfe, ihm nicht gefährlich wurden. In der Nacht aber entstand für ihn die Notwendigkeit, sich regungslos zu verhalten, sich auf die den Raubtieren unzugänglichen Bäume oder in die Höhlen zurückzuziehen und sich dem Schlaf zu überlassen, der ihm überdies das Entbehren der Nahrung während dieser Zeit erleichterte." Den engen Zusammenhang zwischen den Schlafgewohnheiten des Menschen und denen der Tiere zeigen die dem Menschen am nächsten stehenden Geschöpfe, die großen Affen. Die Affen, z. B. der Gorilla, legen sich Schlafnester an, auf denen sie erhöht ruhen, ganz so wie es der Mensch noch heute im Bett tut. Wie der Urmensch, so klettern eben auch die menschenähnlichen Affen zur Nachtzeit auf Bäume, um sich vor ihren Feinden zu schützen. Der Urmensch gewöhnte sich daran, am Tage auf Nahrungssuche auszugehen, wo ihn die Raubtiere nicht belästigten, und diese Gewohnheit unseres Urahnen lebt

noch heute in uns fort, indem auch wir des Tages unseren Geschäften nachgehen und des Nachts schlafen.

Wenn also der Schlaf eine Art Atavismus darstellt, wie Zell durch eingehende Beweisführungen auf Grund eines reichen Beobachtungsmaterials nachzuweisen sucht, dann muß er für die Geschöpfe nicht eigentlich lebensnotwendig sein. Zell ist ein Gegner der Theorie, die im Schlaf eine Folge von Ermüdungsgiften sieht, die in unserem Körper erzeugt werden und den Schlaf notwendig herbeiführen. Er glaubt, diese Theorie durch die Tatsache widerlegen zu können, daß er Tiere anführt, die ohne Schlafbedürfnis sind und ohne Schlaf existieren. Zu diesen „schlaflosen Tieren" rechnet er den Wal, den Albatros und auch die Bienen. Da Wale und Albatrosse den Schiffen oft tagelang folgen und während dieser Zeit nicht schlafen können, so müssen sie also auch ohne Schlaf auskommen. Überhaupt ist der feste Schlaf beim Menschen eine Ausnahme. Die meisten Nachttiere „dösen" nur, und diejenigen unter ihnen, die Langschläfer sind, haben ihren hinreichenden Grund dazu, indem sie sich im Gegensatz zu den Dämmerungstieren als geradezu lichtfeindlich erweisen. Die schlaflosen Tiere zeigen, daß der Schlaf nur ein relatives Erfordernis ist. Zell bezeichnet ihn beim Menschen als eine „zeitweilige Tierwerdung", während deren er vollständig unter der Herrschaft der Instinkte steht. Damit hängt die Heilkraft des Schlafes zusammen, da sich in ihm Heilungsvorgänge am ungestörtesten vollziehen können. Auch die Träume lassen sich auf diese Weise zwanglos erklären, wenn man das Gedächtnis als eine Art Instinkt auffaßt. „Meine Theorie", sagt Zell, „ist zweifellos geeignet, Licht in gewisse Probleme des Schlafes zu bringen. Weil der Schlaf von der Natur als Stärkungsmittel für den Naturmenschen gedacht ist, so sind von vornherein alle künstlichen Schlafmittel als zwecklos zu verwerfen. Weil der Naturmensch der Bestien wegen während der Dunkelheit schlief, deshalb verdunkeln wir noch heute unser Schlafzimmer und löschen das Licht vor dem Zubettgehen. Von unseren Sinnen schläft das Sehvermögen am tiefsten, weil unser Auge in der Dunkelheit nutzlos ist. Dagegen ist heute noch unser Ohr am längsten wach und schüttelt am leichtesten den Schlaf ab, weil der Naturmensch auf einen Überfall der Bestien gefaßt sein mußte."

Bunte Chronik

* **Rund um Großbritannien in der Droschke.** „Wollen Sie uns nicht mit Ihrer Droschke rings um Großbritannien fahren?" fragte kürzlich ein reicher Amerikaner einen biederen Droschkenkutscher, der am Londoner Strand hielt. Der Kutscher, der zunächst glaubte, daß es sich um einen Witz handle, ging bereitwillig auf das merkwürdige Angebot ein, und so fuhr denn Mr. Armstrong aus Rom im Staate Neuyork mit seiner Schwester elf Tage lang durch ganz England, Schottland und Wales und legte mit der Droschke über 3000 Kilometer zurück. Bei Städten mit Sehenswürdigkeiten hielt man an, und die ganze Fahrt ging ohne jeden Zwischenfall gemütlich und behaglich vonstatten. Armstrong erklärte nachher, daß er diese Art des Reisens allen Amerikanern empfehlen könne. **Der Kutscher erhielt einen Lohn von 600 Mark und als Geschenk eine Schlipsnadel mit einem Diamanten.**

*

* **Flammentod zweier Schnitterinnen.** In Harmshagen bei Lobitz, Mecklenburg, ereignete sich ein schweres Unglück durch Explosion eines Benzolmotors, der einen Elevator bediente. Das brennende Benzol setzte die mit Getreide gefüllte Scheune in Flammen. Eine deutsche und eine polnische Schnitterin wurden von den Flammen ergriffen und liefen als Feuersäulen verzweifelt umher, bis sie am Scheunentor bewußtlos zusammenbrachen. Die Leichen wurden verkohlt aus den Trümmern hervorgezogen. Zwei andere Schnitterinnen erlitten schwere Brandwunden.

*

* **Der längste Roman der Welt.** Bis jetzt hat der russische Schriftsteller Tolstoi für sich den Ruhm in Anspruch nehmen können, den längsten Roman geschrieben zu haben, der jemals im Buchhandel erschienen ist. Jedenfalls kann, was die Länge anbetrifft, seinem Werk „Krieg und Frieden" in Europa etwas Gleichartiges nicht entgegengestellt werden. Trotzdem wird demnächst in englischer Sprache ein Roman erscheinen, „Die Geschichte von Genji", die Tolstois Buch übertreffen wird. Dieser Roman ist vor ungefähr tausend Jahren von einer Japanerin geschrieben worden und gehört nach der Ansicht der Sachverständigen zu den besten Werken aller Zeiten. Gegenwärtig ist einer der Beamten des englischen Orientalischen Seminars damit beauftragt, die Übersetzung vorzunehmen. Er hat seine Arbeit im März begonnen und soeben den ersten Band übersetzt. Da das Werk aus zehn Bänden besteht, wird es noch mehrere Jahre dauern, bis die Drucklegung des Buches in Angriff genommen werden kann. Um dies Werk, das, abgesehen von seinem spannenden Inhalt, vom kulturhistorischen Standpunkt aus besonders wertvoll ist, weitesten Kreisen zugänglich zu machen, hat sich das britische Museum entschlossen, durch Hergabe von Zuschüssen das Werk so billig zu gestalten, daß es jedermann zugänglich sein wird.

*

* **Ein moderner Methusalem.** Wie aus Belgrad gemeldet wird, traf dort dieser Tage mit dem Orientexpreß von Konstantinopel ein kleines, verhutzeltes Männchen ein, das sich bei der Paßkontrolle zum größten Erstaunen der amtierenden Beamten als der älteste Mann der Welt entpuppte. Es handelt sich um einen Kurden namens Zaire Effendi. In seinem Paß steht, daß er im Jahre 1774 in Konstantinopel geboren wurde. Er ist also gegenwärtig nicht weniger als 151 Jahre alt. Zaire Effendi, der, wenn man den vorliegenden Berichten glauben darf, im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten ist, erzählte auf Befragen lächelnd, daß er auf einer kleinen Erholungsreise begriffen sei. „Es ist das erste Mal seit hundert Jahren", sagte er leicht seufzend, „aber früher konnte ich es mir nicht gönnen. Jetzt will ich eine meiner Großenkelinnen besuchen und sehen, ob ich mich bei dieser Gelegenheit nicht auch von meinem Rheumatismus kurieren kann." Als man Zweifel daran äußerte, daß er wirklich so alt sei, wie aus seinem Paß hervorgehe, wurde er sehr ärgerlich und versicherte, er hätte alljährlich an seinem Geburtstag einen Strich in seinen Koran gemacht: 144 Striche rührten von seiner eigenen Hand her, die ersten sieben hätte sein Vater gemacht. Von Beruf ist er, wenigstens soweit die letzten dreißig Jahre in Frage kommen, Nachtwächter auf einem Kai in Stambul. Vorher war er als Lastträger und in anderen untergeordneten Berufen tätig. Er war siebenundzwanzigmal verheiratet. Seine letzte Frau starb im Alter von 87 Jahren, seine älteste Tochter brachte es sogar auf 80. Insgesamt rühmt er sich, mehr als 100 Kinder gezeugt zu haben und als er gefragt wurde, wie groß wohl die Zahl aller seiner Nachkommen wäre, antwortete er stolz: „Es ist nicht möglich, die Sandkörner der Wüste zu zählen."

*

* **Der Regenschirm, oder: russische Methoden.** Ein Amerikaner, der von der russischen Regierung die Erlaubnis zum Bau einer Eisenbahn erhalten wollte, sprach an einem schönen heißen Julitage bei dem zuständigen Minister vor, und zwar bewaffnet mit einem ungeheuren Regenschirm. „Bei diesem Wetter einen solchen Regenschirm?" fragte verwundert der Minister. „Exzellenz", antwortete der Amerikaner, „ich wette um 50 000 Dollar, daß es in einer Stunde regnen wird." Aber die Stunde verging, und es regnete nicht. Der Amerikaner zahlte dem Minister die 50 000 Dollar, indem er sagte: „Ich habe die Wetet verloren." Es versteht sich wohl von selbst, daß die Wette nur eine maskierte Bestechungsaktion war, die natürlich glänzend glückte.

Lustige Rundschau

* **Die Naiven.** Aus Köln erzählt man der „Tägl. Rundschau": Wird da neuerlich ein kleiner Bursche vom Pfarrer befragt, ob er auch alle Gebote treu gehalten habe. „Jawohl." — „Auch das siebente: Du sollst nicht stehlen?" Da bequemte sich der Junge zu dem Geständnis, daß er öfter aus dem großen Honigtopf im Küchenschrank genascht habe: „Aber sagen Sie es, Hochwürden, nur nicht meiner Mutter!" — „Nun, wenn du mir ganz fest versprichst, daß du es nicht wieder tun willst, dann sage ich es deiner Mutter nicht." Hoch und teuer gelobt es der Kleine und wird entlassen. Aber nach zwei Minuten ist er wieder da und fleht: „Aber sagen es Hochwürden auch wirklich nicht meiner Mutter! Sonst bindet sie den Honigtopf zu." — Ein andermal erscheint ein Fräulein vor dem Beichtstuhl und klagt sich einer Todsünde an. „Welcher denn?" fragte der Geistliche. „Ja, alle Morgen stehe ich vor dem Spiegel und bewundere meine große Schönheit, und das ist doch eine schlimme Sünde, lauter Hoffart." Gelassen erwidert der Beichtvater: „Dann treten Sie, liebes Kind, einmal vor den Stuhl, damit ich Sie sehen kann!" Als dies geschehen, sagt er trocken: „Trösten Sie sich! Es ist keine Todsünde, sondern nur ein Irrtum."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.